

Joseph Gelinek
Die 10. Symphonie

Joseph Gelinek
Die 10. Symphonie

Thriller

Aus dem Spanischen von
Johanna Wais

Knaur

Originaltitel: La Décima Sinfonía
Originalverlag: Plaza y Janés, Barcelona

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Copyright © Joseph Gelinek, 2008
Copyright © Random House Mondadori S. A., 2008
Copyright © 2009 der deutschsprachigen Ausgabe bei Knaur Verlag.
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: FinePic®, München
Private Collection / Index / The Bridgeman Art Library Berlin
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-66352-3

2 4 5 3 I

Plaudite, amici, comedia finita est.

(Applaus, meine Freunde,
die Komödie ist vorbei.)

LUDWIG VAN BEETHOVEN
auf dem Sterbebett, 1827

Die Musik ist eine unbewusste mathematische Übung,
in welcher der Geist nicht weiß, dass er rechnet.

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ

Anmerkung des Autors

Noch heute wird debattiert, ob Beethoven eine zehnte Symphonie vollendet hat oder nicht. Nachgewiesen ist jedoch, dass er, nach dem grandiosen Erfolg der Neunten, zumindest die Absicht hatte, sie zu komponieren. In der noch erhaltenen Korrespondenz des Musikers gibt es mehrere Anspielungen auf die Zehnte, und wie es scheint, erwog er eine Weile, die Neunte gänzlich instrumental zu halten, aus der *Ode an die Freude* eine unabhängige Kantate zu machen und ein völlig anderes Vokalstück an den Schluss der Zehnten zu setzen.

Auch die Rekonstruktion des ersten Satzes der Symphonie nach einer Handvoll Skizzen, die der Komponist hinterließ, ist keine literarische Erfindung – es gibt sogar eine Aufnahme davon im Handel.

Die Spanische Hofreitschule in Wien besteht seit dem 16. Jahrhundert. Ihr heutiger Sitz ist in einem der Flügel der Hofburg, der erst zwischen 1729 und 1735 von dem Barockarchitekten Joseph Emanuel Fischer von Erlach errichtet wurde.

Die Überwachung Beethovens durch die Polizei Metternichs wegen seiner Kritik an der Herrschaft und der Person des Kaisers ist ebenfalls erwiesen.

Wien, Frühjahr 2007

Eine Gruppe von ungefähr dreißig englisch sprechenden Touristen ging zügigen Schrittes durch die Nebengebäude der Spanischen Hofreitschule, voran ein blinder Führer. Eine halbe Stunde zuvor, als er sich ihnen zu Beginn des Rundgangs mit dunkler Brille und weißem Stock vorgestellt hatte, dachten die Touristen noch, sie seien Opfer irgendeines Fernsehprogramms mit einer versteckten Kamera geworden; einige von ihnen zogen es sogar vor, fünfzehn Minuten auf die nächste Gruppe zu warten und dort mitzugehen. Diejenigen aber, die sich dem blinden Führer anschlossen, bereuten es nicht, im Gegenteil, sie genossen den Rundgang außerordentlich, denn der Mann verband eine genaue Kenntnis der Institution, die er ihnen zeigte, mit einem beträchtlichen Sinn für Humor.

Zunächst einmal hielt er seinen Stock hoch über den Kopf, wie um auf eine große Sehenswürdigkeit zu weisen, und erklärte: »Wenn Sie nach oben schauen, können Sie das berühmte Hilfsmittel bewundern, das James Briggs 1921 erfand. Er war ein Fotograf aus Bristol, der, durch einen Unfall erblindet, seinen Spazierstock weiß anmalte, damit man ihn auf der Straße besser sehen konnte.«

Als ein Kind aus der Gruppe sah, wie mühelos sich der Blinde fortan durch die Gänge der Hofreitschule bewegte,

sagte es zu seinem Vater: »Papa, ich glaube, der sieht doch was und macht sich nur lustig über uns.«

Während des Besuchs der Ställe erzählte der Führer, wie gegen Ende des Zweiten Weltkriegs die Lipizzanerpferde, die in die Hände des sowjetischen Heeres gefallen waren, eigens von General Patton gerettet und wieder nach Wien gebracht worden waren. Dieser war vor dem Krieg olympischer Reiter gewesen und ein großer Bewunderer dieser Vollblüter.

»Wenn General Patton nicht gewesen wäre«, klärte er sie auf, »wären die Lipizzaner wahrscheinlich auf dem Schlachthof gelandet und hätten den hungrigen Soldaten Stalins als Verpflegung gedient.«

Die Gruppe ging nun zur großen Reithalle der Schule, die sich in einem der Flügel der kaiserlichen Hofburg befand. Dort fanden nicht nur jeden Abend bei Musik die phantastischen Vorführungen der Lipizzaner statt, sondern auch die unerlässlichen, aber etwas langweiligen morgendlichen Trainings.

Einer der Touristen hob die Hand, um die Aufmerksamkeit des Führers zu erlangen. Dieser bewegte sich nämlich so geschickt, dass alle seine Behinderung vergessen hatten. Als er sich seines Irrtums bewusst wurde, schmunzelte der weißhaarige, etwa sechzigjährige Mann in sich hinein und sagte dann mit starkem australischen Akzent:

»Entschuldigen Sie, wohin führt diese Tür hier?«

»Die grüne Tür? Sie führt nirgendwohin«, antwortete der Führer und drehte den Kopf in die entsprechende Richtung, als ob er sie sehen könnte. »Ich meine, dahinter befindet sich nichts Interessantes. Dort wohnt der Chefveterinär der Schule. Er lebt hier, um jederzeit eingreifen zu können, wenn es bei den Lipizzanern einen gesundheit-

lichen Zwischenfall gibt. Diese Pferde sind sehr empfindlich und müssen perfekt in Form sein, um täglich die schwierigen Dressuraufgaben zu bewältigen. Wenn es keine weiteren Fragen gibt, gehen wir jetzt diese Treppe hinauf, um uns die große Reithalle vom höchsten Punkt der Schule aus anzusehen.«

Die Gruppe der Touristen folgte dem blinden Führer wie ein Mann. Der Weißhaarige jedoch gab vor, sich den Schuh binden zu müssen. Er kniete sich hin und blieb absichtlich hinter der Gruppe zurück, die sich wie eine menschliche Herde entfernte. Als er sicher war, dass niemand ihn sehen konnte, stand er auf und öffnete heimlich die grüne Tür, nach der er sich soeben erkundigt hatte.

3

Madrid, September 2007

Das Institut für Musikwissenschaft der Universität Carlos IV. ist in einem alten restaurierten Gebäude aus der Habsburgerzeit untergebracht, das sich die Professoren leider mit den Kollegen von Dramaturgie und Theater teilen müssen. Der Sitz befindet sich ein paar Minuten entfernt von der Plaza de la Cebada, dem Gerstenplatz, der so heißt, weil dort früher die Gerste für die Pferde des Königs von derjenigen für die Pferde des Regiments getrennt wurde. Außerdem brachten die Bauern aus der Umgebung Madrids ihr Getreide dorthin, um es zu verkaufen. Im 17. Jahrhundert fanden dort die Jahrmärkte von Madrid statt und im 19. Jahrhundert die Exekutionen: General Riego wurde 1824 auf diesem Platz gehenkt und dreizehn Jahre später der legendäre Bandit Luis Candelas mit der Garrote getötet, da María Cristina de Borbón ihm, obwohl er niemals Gewaltverbrechen begangen hatte, die Gnade verweigerte.

Daniel Paniagua, fünfunddreißig Jahre alt, sportliche Statur, Professor für historische Musikwissenschaft in besagtem Institut, joggte beinahe täglich in einem großen Park in der Nähe; doch da ihn Jacobo Durán, der Leiter des Fachbereichs, heute dringend in sein Büro bestellt hatte, um eine mysteriöse Angelegenheit zu besprechen – ein Was-auch-Immer, das nicht bis zum nächsten Tag warten

konnte –, zog er es vor, heute auf seinen Auslauf zu verzichten. Er wollte nicht vollkommen rot und verschwitzt bei dem Treffen erscheinen, von dem er ahnte, dass es wichtig sein würde.

Stattdessen und um sich die Zeit bis zu dem Termin zu vertreiben, beschloss er, seinen besten Freund Humberto zu besuchen. Der hatte ihn schon vor Wochen gebeten, ihm eine CD mit Hochzeitsmusik zu brennen, da er in Kürze seine Kindergartenliebe heiraten würde. Daniel, für den es wirklich eine Ehre war, sich um die Musik für die Hochzeit seines besten Freundes zu kümmern, hatte den Auftrag dennoch nach wenigen Stunden vergessen und nicht eine Sekunde mehr an die Angelegenheit gedacht. Das passierte ihm häufig, vor allem seit er die vor zwei Jahren unterbrochene Arbeit an einer ehrgeizigen Abhandlung über Beethoven wieder aufgenommen hatte, die ihn nun vollkommen in Anspruch nahm. Bis am vorigen Tag Humberto angerufen hatte: »Verdammter Mistkerl, dir ist schon klar, dass ich in ungefähr einem Monat heirate, oder?«

»Natürlich«, log Daniel. »Deine CD ist schon fertig. Morgen bringe ich sie dir, ganz sicher.«

Also verbrachte er die ganze Nacht und einen Gutteil des folgenden Morgens damit, die Musik für den Freund zusammenzustellen. Er machte sich jedoch das Leben nicht allzu schwer: das *Ave-Maria* von Schubert, das von Gounod, die G-Dur-Arie von Bach, die zwei bekanntesten Hochzeitsmärsche, von Mendelssohn und von Wagner, sowie zehn weitere für solche Gelegenheiten typische Stücke, mit denen man kaum danebenliegen konnte.

»Du hast dir nicht übermäßig den Kopf zerbrochen, oder?«, war der Kommentar seines Freundes, als er die

CD schließlich begutachtete. »Ich hatte dich nicht um das Übliche, sondern um eine persönliche Auswahl gebeten. Du bist ja nicht umsonst derjenige, der sich im ganzen Land am besten mit Musik auskennt.«

»Glaub mir, Humberto, das letzte Mal, als ich einem Freund eine Hochzeits-CD nach meinem persönlichen Geschmack gebrannt habe, hätte mich seine Frau beinahe umgebracht. Das war für Óscar, den kennst du ja. Mit diesen Stücken hier werden wir bei Cristina Punkte machen, und sie ist es schließlich, die das Sagen hat und für die die Hochzeit gefeiert wird.«

»Glaubst du etwa, ich freue mich nicht darauf, zu heiraten?«, fragte Humberto.

»Ich weiß nicht – auf jeden Fall habe ich dir noch eine andere CD gebrannt. Die solltest du bis zum Vorabend des Festes Tag und Nacht hören.«

Daniel gab ihm einen geheimnisvollen roten Umschlag, auf dem nur stand: *Der B.-Effekt*.

»Wer ist B.?«, fragte sein Freund, den Geheimniskrämerei immer nervös machte. »Und weshalb soll ich das Tag und Nacht hören?«

»B. ist natürlich Beethoven. Hast du schon mal vom Mozart-Effekt gehört?«

»Nein. Was ist das?«

»1997 publizierte ein amerikanischer Musikwissenschaftler namens Campbell – wie die Suppe – ein umstrittenes Buch über den »Mozart-Effekt«, in dem er die Theorie verbreitete, dass Musik von Mozart, besonders die Klavierkonzerte, vorübergehend den Intelligenzquotienten hebt. Da Beethoven Mozart hoch drei ist, behaupte ich, dass Musik von Beethoven demnach dreifachen Einfluss hat.«

»Aber Einfluss worauf?«

»Auf wichtige Entscheidungen im Leben jedes Einzelnen, wie eben die, zu heiraten.«

»Willst du damit andeuten, dass ich, wenn ich einige Tage lang Beethoven höre, schlauer werde und daraufhin die Hochzeit absage?«

»Ich weiß es nicht.« Daniel legte seine Hand auf Humbertos Schulter, wie um seine Worte noch ernsthafter klingen zu lassen. »Aber ich bin dein Freund, und ich will alles versuchen, damit du nicht nachher sagst, ›Schuft, warum bist du mir nicht zu Hilfe geeilt?‹.«

Humberto öffnete die Hülle und betrachtete die CD so misstrauisch, als sei sie das Gebräu eines Alchimisten.

»Und was macht dieses ... dieses Ding mit mir, wenn ich es in die Anlage lege?«

»Es wird dieselbe Wirkung auf dich haben wie bestimmte Medikamente, die zurzeit gegen Alzheimer eingesetzt werden. Sie haben die Eigenschaft, die zerebralen Neurotransmitter zu stimulieren. Du wirst feststellen, dass die Musik deinen Gemütszustand ändert und sich deine ›raum-zeitliche Wahrnehmung‹, wie Psychologen es nennen, verbessert. Das ist die Fähigkeit, in Bildern zu denken – eine Fähigkeit, die unerlässlich ist, wenn es darum geht, Lösungen für komplexe Probleme zu finden, wie etwa in der Mathematik, der Kunst oder in Strategiespielen wie Schach.«

»Verstehe«, sagte Humberto, dessen Argwohn gegenüber der CD nach und nach echter Neugier wich.

»Leg sie ruhig schon einmal auf, wenn du magst«, sagte Daniel. »Dann siehst du, dass es sich nicht um Gehirnwäsche handelt und dass ich dir nicht mit der Absicht, deine Hochzeit zu sabotieren, verborgene Botschaften hineingemogelt habe. Es ist nur Musik ... von Beethoven.«

Humberto legte die CD in seinen Player. Kaum hatte er die ersten Töne gehört, legte sich ein Lächeln über sein Gesicht. »Es gefällt mir«, sagte er und machte es sich auf dem Sofa bequem. »Was ist das für ein Stück?«

»Die Sonate in f-Moll op. 2, No. 1, eines der Empfehlungsstücke Beethovens, als er nach Wien kam. Es ist eine deutliche Hommage an Mozart, so deutlich, dass jeder Laie jener Zeit augenblicklich erraten hätte, dass sie inspiriert war von dessen Symphonie in g-Moll KV 183. Auch wenn es sich um ein Jugendwerk handelt – Beethoven war vierundzwanzig, als er es komponierte, und sein unerschämtes Talent war damals noch nicht ganz entwickelt –, begeistert mich diese Sonate, denn sie ist sehr charakteristisch für seine arrogante und zugleich fesselnde Persönlichkeit. Beethoven präsentierte sich in der Residenz des Prinzen Lichnowsky, seines großen Mäzens, mit einer Musik, die den Zuhörern sagt: ›Ich kann komponieren wie Mozart, aber ich gehe weiter, denn ich bin Ludwig van Beethoven.««

»Ich wusste gar nicht, dass Beethoven so ein Angeber war«, sagte Humberto trocken, doch wie immer erstaunt über die profunden musikalischen Kenntnisse seines Freundes.

»Tja, das war er wohl tatsächlich. Aber Beethoven wuchs an diesen symbolischen Duellen mit Mozart und Haydn, in denen er für gewöhnlich glänzend abschnitt. Brahms dagegen, dessen erste Symphonie so eng an den Stil Beethovens angelehnt war, dass man häufig von ihr als ›der Zehnten‹ sprach, brauchte vierzehn Jahre, um sie zu vollenden, da die panische Angst vor einem Vergleich mit dem tauben Genie ein ums andere Mal seine kreativen Energien blockierte. Hörst du mir überhaupt zu?«

Offensichtlich nicht. Humberto war in eine Art musikalische Trance verfallen, aus der ihn aufzuwecken zwar nicht gefährlich, aber doch unangebracht gewesen wäre. Deshalb entschloss sich Daniel, das Haus auf Zehenspitzen zu verlassen. Bevor er die Tür hinter sich zuzog, sagte er mehr zu sich als zu Humberto: »Und dass das klar ist: Ich habe Cristina schon immer für eine famose Frau gehalten.«

Haben Chefs die Wahl, so beziehen sie ein Büro ganz oben im Gebäude. So auch Durán. Von dem seinen aus konnte man den benachbarten Park überblicken. Es hatte keinen direkten Zugang, sondern war nur durch das angrenzende Sekretariat zu erreichen. Doch nun, zur Mittagszeit, waren die Türen nur angelehnt, und das Verwaltungspersonal glänzte durch Abwesenheit. Wer würde schon auf die Idee kommen, im Institut mit dem geringsten Etat der ganzen Universität etwas zu stehlen?

Bevor Daniel vorstellig wurde, suchte er die nächste Toilette auf, um sich frisch zu machen. Dieser Termin und vor allem die Tatsache, dass Durán ihm am Telefon bewusst verschwiegen hatte, worum es sich handelte, riefen bei ihm die beiden Angstsymptome hervor, die er am meisten hasste: Schwitzen und Herzrasen. In letzter Zeit hatte er nur noch an seiner Abhandlung über Beethoven gearbeitet, sogar während der Vorlesungszeit, und dabei hemmungslos von allen Mitteln des Instituts Gebrauch gemacht, abgesehen von den finanziellen. Er befürchtete, dass Durán ihm nun die Leviten lesen oder ihn gar vollständig vom Dienst suspendieren und sein Gehalt einfrieren würde. Und natürlich konnte man auch das Schlimmste nicht ausschließen: dass das heruntergekommene Institut wegen einer Etatkürzung geschlossen werden musste.

Nachdem er sich ein wenig beruhigt hatte, ging er ohne anzuklopfen durch die halboffene Tür in Duráns Büro. Dieser telefonierte gerade. Jedes Mal wieder sprangen Daniel an ihm zwei Dinge ins Auge: Unabhängig vom Wetter zog Durán niemals die Jacke oder den Mantel aus. Dadurch erweckte er immer den absurden Eindruck, in seinem eigenen Büro nur Besucher zu sein. Und er besaß erstaunliche Ähnlichkeit mit Silvio Berlusconi. Doch Daniel war sicher, sollte Durán jemals eine Glatze bekommen wie der italienische Politiker, er würde sich nie einer Haartransplantation unterziehen. Zum Glück besaß Durán einen dichten, kaum ergrauten Schopf und ein Gespür für Lächerlichkeit. Von seinem Doppelgänger unterschied ihn auch seine unzweifelhafte Rechtschaffenheit. Ob diese aus der Moral geboren war oder aus der Tatsache, dass es schier unmöglich war, in einem finanziell so schlecht ausgestatteten Institut Geld für krumme Zwecke abzuzweigen, blieb jedoch offen.

Mit einem »Geht doch zum Teufel, du und das ganze Erziehungsministerium« beendete Durán das Telefongespräch und erhob sich, um seinem Mitarbeiter die Hand zu geben.

»Guten Tag, Daniel Paniagua.«

Er sprach ihn immer mit Vor- und Nachnamen an. Wie die Ehefrauen in amerikanischen Fernsehfilmen, wenn sie mit ihren wie gemeißelt aussehenden Männern schimpfen: »John McBride, ich will, dass du augenblicklich dieses Whiskyglas wegstellst und mir zuhörst.«

»Mach nicht so ein verschrecktes Gesicht. Wovor hast du Angst?«

»Ich habe keine Angst.«

Eine glatte Lüge. Auch wenn Duráns Satz und sein Läch-

cheln ihn beruhigen sollten, schlug Daniel das Herz immer noch bis zum Hals.

»Ich möchte dich um einen Gefallen bitten«, sagte der Institutschef und schaute Daniel so streng an, als wolle er ein Disziplinarverfahren gegen ihn eröffnen. Doch dieser Blick konnte Daniel nichts mehr anhaben, denn Duráns Bitte und vor allem der Tonfall, in dem sie vorgetragen wurde, hatten auf ihn einen ähnlich beruhigenden Effekt wie eine ganze Packung Betablocker.

»Einen Gefallen? Selbstverständlich, alles, was in meiner Macht steht. Worum handelt es sich?«

»Du sollst ein Konzert besuchen.«

Durán öffnete die größte Schublade seines Schreibtisches und fischte ein Konzertprogramm heraus, das Daniel eilig zu entziffern versuchte. Sein Chef gab es ihm jedoch nicht sogleich, sondern behielt es in der Hand, um die Neugier, die in Daniels Gesicht glühte, noch zu schüren.

Dieser versuchte den Zettel zu ignorieren und ein gleichgültiges Gesicht aufzusetzen. »Ein Konzert soll ich also besuchen? Kann ich dir noch mehr solcher Gefallen tun?«

»Dieses Konzert besuchst du nicht nur, um Musik zu hören. Vor allem sollst du dort für mich spionieren.«

»Aha. Was wird denn da gespielt?«

»Beethoven. Über ihn schreibst du doch bekanntlich gerade«, schmunzelte Durán. Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: »Vergangene Woche habe ich übrigens gelesen, dass Beethoven spanische Wurzeln hatte.«

»Er wurde der Schwarzspanier genannt, weil er sehr dunkle Haut hatte. Manche behaupten sogar, er habe spanische Vorfahren gehabt.«

»Schreib das in dein Buch. Ehre, wem Ehre gebührt. Jetzt nimm schon und wirf einen Blick darauf.«

Endlich reichte ihm Durán das Programm, und Daniel riss es ihm fast aus der Hand. Er zuckte zusammen, als er den Namen neben dem Beethovens las, und rief aus: »Ronald Thomas! Ist dir klar, wer das ist?«

»Er ist mir nicht gänzlich unbekannt.«

»Ein Hurrikan wirbelt gerade die ganze moderne Musikwissenschaft auf, und mittendrin befindet sich dieser Mann. Innerhalb der Beethoven-Forschung ist er der Papst der Päpste. Alle halten ihn für einen faszinierenden Forscher, doch er ist außerordentlich umstritten. Manche bewundern ihn und spenden noch der geringsten seiner Schriften Beifall, andere hassen ihn und würden ihn lieber heute als morgen aus dem Weg räumen.«

»Aus dem Weg räumen ... soll das heißen, ihn umbringen?«

»Nein, ach was. Widerlegen, abqualifizieren, wissenschaftlich ins Aus befördern.«

»Und du? Auf welcher Seite stehst du?«

»Hundertprozentig auf Thomas' Seite. Seit Jahren verfolge ich seine Arbeit. Es wundert mich – er ist in Spanien, und ich habe es nicht mitbekommen.«

»Vermutlich will er es geheim halten. Wie du siehst, wird er hier ein sehr, sehr besonderes Konzert geben.«

Daniel las weiter in dem Programm. Verblüfft schüttelte er den Kopf. »Die zehnte Symphonie Beethovens! Unglaublich!«

»Du sagst es: unglaublich. Behauptet er denn jetzt wohl, er habe sie entdeckt?«

»Das hat Thomas eigentlich nie behauptet. Er hat sie bloß auf der Grundlage einiger Entwürfe aus Beethovens verstreutem Nachlass rekonstruiert und damit die Konservativen unter den Musikwissenschaftlern schier wahnsinnig

gemacht. Was laut Programm morgen Abend aufgeführt wird, sind ungefähr 250 Takte des ersten von vier Sätzen.«

»Du wirst bemerkt haben«, sagte Durán, der die Aufregung ungemein genoss, die er bei Daniel verursacht hatte, »dass man das Konzert beinahe vollständig geheim hält. Es wurde nirgendwo angekündigt. Zudem wird es in keinem offiziellen Saal stattfinden, sondern vor ein paar handverlesenen Zuhörern in der privaten Residenz von Jesús Marañón.«

»Es ist ganz gleich, wie viele kommen. Einige seiner Konkurrenten sind sehr kampflustig, und wenn die morgen geladen sind, könnte das ausarten.«

»Ausarten? Was meinst du?«

»Buhrufe, Fußgetrappel, Pfiffe. Zwar wird von kaum jemandem bezweifelt, dass Beethoven die Absicht hatte, nach der Neunten eine zehnte Symphonie zu komponieren – aber niemand vermag zu sagen, ob die Fragmente, die Thomas zusammengefügt hat, alle für denselben Satz bestimmt waren.«

»Das heißt, wir haben es möglicherweise mit einem musikalischen Monstrum zu tun.«

»Alles hängt davon ab, wie Thomas die wenigen Fragmente ›vernäht‹ hat, die Beethoven komponierte. Im Prinzip erwarte ich, morgen ein Andante in b-Moll zu hören, dann ein Allegro in c-Moll. Dass er so etwas plant, ist zumindest in der Fachpresse durchgesickert. Doch ich bin gespannt, wie Thomas das Ganze instrumentiert hat, denn abgesehen davon, dass es nur sehr wenig Noten gibt, weiß man auch nicht, von welchen Instrumenten sie gespielt werden sollten.«

»Kann man das nicht anhand der damaligen Gebräuche herausfinden?«

»Ja und nein. Auch bei der Instrumentierung brach Beethoven mit den Konventionen. Er war zum Beispiel der Erste, der Piccoloflöte und Posaunen in einer Symphonie eingesetzt hat. Möglicherweise hat Thomas eine Phrase den Hörnern zugeschrieben, die Beethoven für die Klarinetten gedacht hatte, oder umgekehrt ... Warum willst du eigentlich nicht mitkommen?«

»Ich kann nicht. Marañón, der Gastgeber, wollte seinerzeit unbedingt, dass eine seiner Töchter in einem Bobvan-Asperen-Konzert hier im Konzertsaal eine Bach-Arie singt. Ich habe ihm die Bitte verwehrt und bin seitdem in seinem Haus nicht mehr willkommen.«

»Van Asperen! Ein ziemliches Wagnis, eine Debütantin mit einem so großen Cembalisten zusammenbringen zu wollen. Hat Marañón dich wirklich darum gebeten?«

»Nicht gebeten, er hat es gefordert. Obwohl – seine Tochter hat mittlerweile beträchtliche Fortschritte gemacht. Vor zwei Jahren, als van Asperen da war, jaulte die Arme noch wie das Mädchen aus *Der Exorzist*.«

»Gut, dass du nicht nachgegeben hast. Für wen hält der sich?«

»Für den, der er ist: Gott der Allmächtige. Lach du nur. Dank seiner Intrigenspiele hat Marañón immerhin erreicht, dass uns der Institutsetat für die kommenden zwei Jahre eingefroren wurde. Und er tut alles, um mich in der Öffentlichkeit in Verruf zu bringen.«

»Aber wie ist diese Einladung in deine Hände geraten?«

»Nun, es gibt Mittel und Wege.«

»Morgen um Punkt acht also. Ich werde da sein. Nein, Moment!«

»Was ist los? Sag jetzt nicht, du hast irgendeine unumgängliche Verpflichtung und kannst nicht hingehen!«

»Das Konzert ist morgen Abend. Ich habe Alicia versprochen, sie vom Flughafen abzuholen.«

»Dann vergiss es. Ich will keine Beziehungskrise auslösen.«

»Auf keinen Fall. Das kann ich sicher regeln. Ich schicke ihr ein Taxi oder bitte irgendeinen Freund, sie abzuholen. Nicht einmal eine Atombombe könnte mich davon abhalten, dieses Konzert zu besuchen.«

»Wenn sich herausstellt, dass Thomas ein Hochstapler ist, werden wir ihn auseinandernehmen, hörst du? Geh in das Konzert und sei mein Ohr, mein Auge, all meine Sinne. Dass dir nicht das geringste Detail entgeht. Es ist mir egal, was der Typ bisher gemacht hat: Wenn seine Komposition eine Ausgeburt seiner Phantasie ist, werden wir ihn und seinen Mäzen Jesús Marañón in Grund und Boden stampfen.«

Einige Augenblicke verharrte Daniel nachdenklich und starrte aus dem großen Fenster im Rücken Duráns.

»Woran denkst du?«

»Ach, an nichts. Mir ist bloß eingefallen, dass es Forscher gibt, die behaupten, an irgendeinem Ort in Europa liege verborgen das vollständige Manuskript der zehnten Symphonie Beethovens und warte nur darauf, entdeckt zu werden ...«

Durán erwiderte nichts. Er beschränkte sich auf das feine Lächeln sehr routinierter oder sehr korrupter Politiker, das sie dann hervorholen, wenn sie offensichtlich etwas verbergen möchten.